

METHODEN UND FORSCHUNGSLOGIK
DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Andreas Fahr (Hrsg.)

Zählen oder Verstehen?

Diskussion um die Verwendung quantitativer
und qualitativer Methoden in der
empirischen Kommunikationswissenschaft

Herbert von Halem Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Andreas Fahr (Hrsg.):

Zählen oder Verstehen?

Diskussion um die Verwendung quantitativer und qualitativer Methoden in der empirischen Kommunikationswissenschaft

Methoden und Forschungslogik der Kommunikationswissenschaft, Bd. 4
Köln : Halem, 2011

Die Reihe *Methoden und Forschungslogik der Kommunikationswissenschaft* wird herausgegeben von Werner Wirth.

ISSN 1863-4966

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2011 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-931606-88-6

<http://www.halem-verlag.de>

E-Mail: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

DRUCK: FINIDR, s.r.o. (Tschechische Republik)

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Inhalt

ANDREAS FAHR	9
Zur Einführung: Gegenstandsbezogen, simultan und integrativ – Qualitative und quantitative Ansätze in der kommunikationswissenschaftlichen Forschungspraxis	
MICHAEL MEYEN / KATJA FRIEDRICH	20
Ein Fach ohne Methodenstreit? Zur Geschichte des Verhältnisses von quantitativen und qualitativen Verfahren in der Kommunikationswissenschaft	
WOLFRAM PEISER	43
Grundlegende methodische Orientierungen in der Kommunikationswissenschaft	
WIEBKE MÖHRING / HELMUT SCHERER	57
Eine Frage des Themas? Einsatzfelder qualitativer und quantitativer Verfahren in den letzten Jahrzehnten	
FRIEDRICH KROTZ	72
Gegenstandsbezogene Forschung. Pragmatische Überlegungen zum Zusammenspiel qualitativer und quantitativer Verfahren	
JÖRG MATTHES	91
Eine falsche Dichotomie? Überlegungen zum selbstverständlichen Zusammenspiel qualitativer und quantitativer Forschung	

CHRISTIAN WENGER	108
Chancen und Probleme einer Integration qualitativer und quantitativer Methoden im Rahmen eines explorativen Forschungsansatzes	
BERTRAM SCHEUFELE	123
Synopse und Kritik qualitativer (Text-)Analyseverfahren – Qualitative Inhaltsanalyse, Grounded Theory und Diskursmusteranalysen	
HELENA BILANDZIC	144
Zur Komplementarität qualitativer und quantitativer Methoden bei der Konstruktion einer Theorie mittlerer Reichweite in der Kommunikationswissenschaft	
ACHIM HACKENBERG / DANIEL HAJOK / ANTJE RICHTER	160
Medienrezeption als Kommunikatbildungsprozess: Eine empirische Untersuchung zur Rezeption von Tod und Sterben im Film	
RUTH JÄGER	177
Integration von Ergebnissen: Konzeptuelle Überlegungen – illustriert an einem Praxisbeispiel	
BURKARD MICHEL	197
Regeln und Regelmäßigkeiten. Methodische Überlegungen zur Analyse von Strukturen des Medienhandelns	
Autorinnen und Autoren	222

ANDREAS FAHR

Zur Einführung:
Gegenstandsbezogen, simultan
und integrativ – Qualitative
und quantitative Ansätze in der
kommunikationswissenschaftlichen
Forschungspraxis

Fortschritt beginnt mit dem Zweifel und zeigt sich im Widerstand gegen überlieferten Dogmatismus. Dieser Gedanke stand sinngemäß Pate für die Tagung *Kontrast, Kongruenz, Komplement: ›Qualitative‹ und ›quantitative‹ Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, zu der sich im Jahr 2003 die Fachgruppe Methoden der DGPK in Münster getroffen hatte. Das Ziel der Tagung war ein offener Diskurs über Differenzen und Gemeinsamkeiten der methodischen Ausrichtungen, die im Allgemeinen als ›quantitativ‹ und ›qualitativ‹ bezeichnet werden. Es sollte sowohl theoretisch als auch verfahrenstechnisch die Frage diskutiert werden, ob und wo überhaupt die Grenze zwischen qualitativ und quantitativ verläuft und warum gerade dort. Woran entzündet sich ein ›Methodenstreit‹, wenn er denn wirklich ausgetragen wird? Inwieweit ist die Wahl der einen oder anderen Herangehensweise an ein kommunikationswissenschaftliches Phänomen von methodischen Vorannahmen bestimmt und welche Konsequenzen hat das? Werden in Abhängigkeit von bestimmten Fragestellungen oder grundlegenden Annahmen über die soziale Wirklichkeit bestimmte Methoden angewandt und in welchem Verhältnis stehen die methodologischen bzw. wissenschaftlichen Grundannahmen zueinander?

Dass eine solche Tagung eine Herausforderung an die Diskursbereitschaft darstellte, war den damaligen Ausrichtern – Armin Scholl, Gregor Daschmann und Andreas Fahr – durchaus bewusst. Sie beobachteten

einerseits, dass die methodische bzw. methodologische Ausrichtung von Forscherinnen und Forschern eng verknüpft ist mit ihrer wissenschaftstheoretischen Position, die wiederum mit der disziplinären Ausrichtung verbunden ist: Sie werden üblicherweise in einer bestimmten wissenschaftstheoretischen Grundrichtung sozialisiert, mit der auch Grundüberzeugungen und Werte-Entscheidungen verbunden sind, die später oft nicht mehr grundsätzlich hinterfragt werden und die sich dann auch in der Methodenwahl niederschlagen. Andererseits war auf persönlicher und gegenstandsbezogener Ebene immer wieder mehr Kooperations- und Gesprächsbereitschaft zwischen den ›Lagern‹ festzustellen als es offizielle Fronten vermuten ließen.

Die Tagung begab sich also gewissermaßen in das Niemandsland zwischen ›Zählen‹ und ›Verstehen‹ und bemühte sich um eine Bilanzierung. Der vorliegende Band dokumentiert diese Bemühungen und stellt die Perspektiven der Tagungsteilnehmer exemplarisch zusammen. Die Beiträge wurden für die vorliegende Publikation überarbeitet und auf den aktuellen Stand gebracht. Erstaunlicherweise zeigte sich, dass dies zuweilen nicht so umfangreich nötig war wie zunächst gedacht. Der Grund hierfür ist, dass sich die grundsätzliche Diskussion um qualitative und quantitative Methoden in der Kommunikationswissenschaft in den vergangenen Jahren wenig bewegt hat. Dies kann man auf zwei Arten deuten: Entweder, es ist im Fach zu einer weitgehend friedlichen Koexistenz verschiedener Herangehensweisen an Phänomene und Fragestellungen gekommen. Einen solchen »unsicheren Waffenstillstand« beschied Irene Nerverla dem Fach bereits 1988 auf der DGPK-Jahrestagung in Wien, kritisierte aber die eher »braven Glaubensbekenntnisse [...] zur friedlichen Koexistenz von qualitativen und quantitativen Verfahren« (s. MEYEN/FRIEDRICH in diesem Band). Möglicherweise wird dieser Waffenstillstand heute allenfalls dann kurzfristig aufgekündigt, wenn es um die Vergabe von Ressourcen oder um Stellen geht – dazwischen ignoriert man einander im Wesentlichen. Möglicherweise ist aus dem Waffenstillstand aber auch ein zumindest informeller Friedensvertrag geworden. Diese Auffassung liegt auch diesem Konzeptband am Herzen: Es finden sich zunehmend Annäherungen, Interessengemeinschaften und Kooperationen zwischen ›Qualitativen‹ und ›Quantitativen‹ – sowohl im Bereich der Theoriebildung als auch im Feld der Datenerhebung und Auswertung. Der Dogmatismus scheint folglich nicht mehr so stark ausgeprägt zu sein, wie dies in früheren Generationen einmal der Fall war. Ein Beleg dafür ist

etwa auch, dass kommunikationswissenschaftliche Stellenausschreiben heute wie selbstverständlich von den Bewerbern Lehr- und Forschungserfahrung in qualitativen *und* quantitativen Methoden erwarten.

Wer in diesem Band also einen Schlagabtausch verschiedener Lager erwartet, wird enttäuscht werden. Dies mag möglicherweise daran liegen, dass sich die echten Hardliner im Fach nicht einmal »gemeinsam zwischen zwei Buchdeckel« begeben würden [Zitat aus einem Schreiben an den Herausgeber]. Inhaltlich bemühen sich die Autorinnen und Autoren vielmehr allesamt, einerseits zwar Unterschiede zwischen qualitativen und quantitativen Perspektiven klar zu benennen, aber – wo immer möglich – auch Brücken zu schlagen und Türen zu öffnen. Damit sei das vornehmliche Ziel dieses Bandes formuliert: Brückenschläge im Dienste der Sache (kommunikationswissenschaftliche Phänomene zu erkennen, zu beschreiben, zu erklären und zu verstehen) aus methodischer Perspektive zu formulieren und Anregungen für die Forschungspraxis zu geben – fern von ideologischem Dogmatismus und mit offenem Visier, wenn es um Grundsätzliches geht – also eben keine »braven Glaubensbekenntnisse«.

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge vertreten die Auffassung, dass die Unterscheidung zwischen einem qualitativen und einem quantitativen Paradigma zunehmend dogmatisch und wirklichkeitsfremd ist. Von einer Unvereinbarkeit qualitativer und quantitativer Methoden aufgrund von unterschiedlichen paradigmatischen Grundpositionen kann also nicht die Rede sein. Bei dem Begriffspaar »qualitativ« versus »quantitativ« handelt es sich offensichtlich um eine Dichotomie, die in der konkreten Forschungspraxis eine untergeordnete Rolle spielt. Insofern trifft auch die im Titel dieses Bandes suggerierte Gegensätzlichkeit »Zählen« versus »Verstehen« nicht zu. Je tiefer man in den Forschungsprozess einsteigt, umso weniger trägt die Differenzierung. Gleichwohl werden die Begriffe immer wieder – auch in diesem Band – als Arbeitsbezeichnung benutzt, um die inhaltliche Gegenüberstellung zu vereinfachen. Dies mag mitunter unglücklich daherkommen und die eigentliche Idee konterkarieren – ist jedoch allein wegen einer besseren Lesbarkeit und Illustration kaum zu vermeiden.

Der Band ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil befasst sich mit einer Bestandsaufnahme quantitativer und qualitativer Strömungen in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Im zweiten Teil werden konzeptuelle Überlegungen zu den verschiedenen Perspektiven auf den Forschungsprozess angestellt und Vorschläge zur Integration

unterschiedlicher ›qualitativer‹ und ›quantitativer‹ Herangehensweisen an kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen gemacht. Die abschließenden Beiträge nehmen im dritten Teil exemplarisch ausgewählte Forschungsfragen in den Blick und diskutieren an jeweils einem Fallbeispiel die praktischen Chancen und Probleme einer Methoden- und Verfahrensintegration auf verschiedenen Ebenen. Insbesondere im Hinblick auf diesen dritten Teil kann ein Band wie der vorliegende keine generellen *Best-practice*-Vorschläge machen. Die Anregungen und Diskussionen, denen an dieser Stelle Raum gegeben wird, stammen aus der eingangs erwähnten Tagung und stellen die seinerzeit eingereichten konkreten empirischen Studien vor. Die Forschungsarbeiten wurden im Review-Verfahren für den Teil ›Anwendungsbeispiele zu Kombinationen quantitativer und qualitativer Verfahren‹ der Tagung ausgewählt. Die hier abdruckten Zusammenfassungen stellen eine Aktualisierung dieser Studien dar. Sie sollen und können folglich nicht als beispielhaft im Sinne von idealtypisch gelten, da sie nur einen kleinen Teil möglicher Verschränkungen zwischen qualitativen und quantitativen Perspektiven abdecken. Als gelungene Integration können sie jedoch zweifellos gelten.

MICHAEL MEYEN und KATJA FRIEDRICH (München) setzen einfürend und historisch die Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften in Bezug zu der Auseinandersetzung in der Kommunikationswissenschaft. Dabei fokussieren sie auf die besondere Stellung des Faches in den 1960er-Jahren, seine Legitimationsprobleme und die daraus erwachsende Hinwendung zu einer empirisch-quantitativen Sozialwissenschaft, die einem bestimmten Methodenrepertoire Auftrieb bescherte. Gleichwohl negieren sie die Präsenz eines substanziellen Methodenstreits in der Kommunikationswissenschaft. Zwar wurde der Paradigmenwechsel nicht von allen Vertretern des Faches mitgetragen oder mitvollzogen. Aber: »ein eigenständiger Beitrag zu einer Methodendiskussion, die in allen Sozialwissenschaften lief, war von dem Zwerg Kommunikationswissenschaft kaum zu erwarten.« Wer wenig Zeit, vergleichsweise wenige Kollegen und ein gemeinsames Ziel hat, wird – so die Autoren – akademische Auseinandersetzungen eher meiden. Meyen und Friedrich sehen auch in der aktuellen Lage des Faches keinen neuen ›Methodenstreit‹ entbrennen, da auf diesem Gebiet inzwischen Pragmatismus und Pluralismus regierten.

WOLFRAM PEISER (München) greift das Argument des Pragmatismus auf und ergänzt es durch ein wirtschaftliches: Methodenkenntnis und ihr Einsatz werden in der wissenschaftlichen Sozialisation erworben.

Es ist nur ökonomisch, für eine bestimmte, wiederholt zu erledigende Aufgabe immer das gleiche, bewährte Problemlösungsmittel einzusetzen. Hieraus könne eine Neigung zur Vermeidung der Aneignung neuer Methoden oder anderer Herangehensweisen an Fragestellungen entstehen. Wie Meyen und Friedrich vermutet Peiser eher einen ›Außenpluralismus‹ der methodischen Herangehensweisen im Fach insgesamt als einen ›Binnenpluralismus‹ innerhalb einer Forscherin oder eines Forschers. Während der Laufbahn der Wissenschaftler trügen ihre inhaltliche Spezialisierung und ihre ökonomischen Verhaltenstendenzen zur Stabilität des eingesetzten Methodenrepertoires bei. Wenn das Methodenprofil eines Faches historischen Veränderungen unterliege, schlugen sich diese allenfalls in Unterschieden zwischen den Forschergenerationen nieder. Peiser untermauert seine Argumentation mit Daten aus der Mitgliederbefragung der DG PuK. Insgesamt sei dort kein eindeutiges Übergewicht einer der beiden methodischen Richtungen festzustellen. Jeweils rund zwei Drittel der Befragten bezeichneten ihre Forschung als ›sehr stark‹ oder ›stark‹ quantitativ bzw. qualitativ orientiert. Absolut gesehen erscheine der Spezialisierungsgrad als nicht besonders hoch. Die Befunde sprächen nicht für einen klaren Trend zu mehr quantitativ oder mehr qualitativ ausgerichteten Fachvertretern. Wenn man das Alter als Indikator für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Wissenschaftlergeneration mit einer weitgehend stabilen methodischen Orientierung ansieht, so weisen seine Befunde unterdessen auf einen fortschreitenden Wandel der forschungsmethodischen Ausrichtung in der Kommunikationswissenschaft hin, und zwar im Sinne eines Spezialisierungstrends. Das heißt, jüngere Kommunikationswissenschaftler sind sowohl in forschungsmethodischer Hinsicht als auch in ihrer disziplinären Ausrichtung stärker spezialisiert als ältere. Dies muss nicht unbedingt negativ sein. Positive Effekte der methodischen Spezialisierung liegen in der höheren Kompetenz, welche die einzelnen Forscherinnen und Forscher in ihren Spezialgebieten entwickeln. Den Spezialisierungstrend abzumildern scheint der Sachverhalt, dass im Laufe des Forscherlebens und des Aufstiegs im akademischen System die Anforderungen wachsen und/oder die Möglichkeiten in der Forschung sich verbreitern – und damit auch das Methodenrepertoire sowie die forschungsmethodische Ausrichtung. Hinzu kommen zunehmend Kooperationen von Spezialisten aus unterschiedlichen methodologischen Traditionen.

WIEBKE MÖHRING und HELMUT SCHERER (Hannover) greifen das von Meyen und Friedrich elaborierte Argument auf, der Einsatz bestimmter Methoden und wissenschaftlicher Orientierung hänge von aktuellen gesellschaftlichen Strömungen oder sogar ›Moden‹ ab. Grundlage ihrer Argumentation ist eine Inhaltsanalyse kommunikationswissenschaftlicher Fachzeitschriften zwischen 1970 und 2005 hinsichtlich der eingesetzten Methoden, des Themenfeldes und der wissenschaftlichen Herangehensweise (empirisch versus nicht empirisch). Es zeigt sich insgesamt eine Zunahme empirischer Vorgehensweisen, die allerdings vom Themenkontext abhängt (Studien zur Medienpolitik arbeiten etwa seltener empirisch als Wirkungsstudien). Darüber hinaus dominieren in den untersuchten Zeitschriften quantitative Methoden deutlich; qualitative Methoden spielen eine sichtbar geringere Rolle, scheinen aber in den vergangenen zehn Jahren zumindest absolut einen Zuwachs verzeichnen zu können (in 2005 auf durchschnittlich knapp 20 Prozent). Was berichtete Methodenkombinationen in Zeitschriftenaufsätzen angeht, bleiben diese mit durchschnittlich fünf Prozent die Ausnahme. Dies mag aber auch am dichten und begrenzten Format der analysierten Publikationsform liegen. Die eingesetzte Methode ergibt sich in der Regel aus dem Thema, dem untersuchten Gegenstand und dem untersuchten Medium. Damit können Möhring und Scherer die Hypothese der Gegenstandsbezogenheit weitgehend belegen.

Diese in der Kommunikationswissenschaft gängige Überzeugung, der Gegenstand gebe mehr oder weniger den methodischen Zugang vor, lässt FRIEDRICH KROTZ (Bremen) so nicht gelten. Nach seiner Auffassung gibt es immer mehr Arbeiten, die versuchen, Forschungsgegenstände empirisch zu beschreiben und theoretisch zu fassen, wobei Verfahren aller Art benutzt werden, wenn sie nur hilfreich sind und brauchbare Ergebnisse ermöglichen. Er stellt überzeugend dar, dass, wenn beide Typen von Verfahren (Krotz favorisiert gegenüber der Dichotomie ›quantitativ‹ und ›qualitativ‹ die Begriffe ›dialogorientierte‹ vs. ›messende Verfahren‹) genutzt werden, eine echte gegenstandsorientierte Forschung stattfindet. Dann stehe der Gegenstand als Struktur und Prozess im Vordergrund der Forschung, nicht das einzelne empirische Verfahren. Krotz plädiert – letzten Endes pragmatisch – für hybride Verfahren bzw. Vorgehensweisen, die ganz unterschiedliche Verfahren integrieren und alles sammeln, was immer auch an ›Daten‹ jedweder Art über den Forschungsgegenstand erhältlich ist. Sein Vorschlag zielt letztlich auf einen integra-

tiven Gesamttext, der den Forschungsgegenstand theoretisch fruchtbar beschreibt und gleichzeitig praktisches Handeln möglich macht. Jedes wissenschaftliche Verfahren könne dabei hilfreich sein, bestimmte kontextuelle Ebenen eines Forschungsgegenstandes zu beschreiben, theoretisch zu fassen und einen eigenständigen Beitrag zu liefern. Die Frage, welchen Wert die Forschungsergebnisse schließlich haben, entscheidet dann letztlich die Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie diskutieren über Ergebnisse, setzen sie zu der Art in Bezug, wie sie gewonnen wurden, aber auch dazu, welche Einsichten bei anderen Untersuchungen entstanden sind und ordnen sie in theoretischer Hinsicht ein. Wichtig sei dabei, dass dies weder willkürlich, machbezogen oder ideologisch, sondern diskursiv und pragmatisch geschehe, damit sich das beste Argument durchsetzen kann.

Auch JÖRG MATTHES (Zürich) tritt für ein selbstverständlicheres Zusammenspiel zwischen qualitativer und quantitativer Forschung ein. Wie auch bei Krotz machen aus seiner Sicht die beiden Labels eine falsche Dichotomie auf, die Gräben unnötigerweise vertieft als sie einebnet. Wenn man die Begriffe auf einem abstrakten und allgemeinen Niveau verwende – und damit auch Aussagen über Fragestellung, Datenniveau und Auswertung impliziere – werde man der eigentlichen Forschungspraxis nicht gerecht. Auf Basis dieser Argumentation beschreibt und systematisiert Matthes verschiedene Verknüpfungsmöglichkeiten qualitativer und quantitativer Forschung und macht Vorschläge für die kommunikationswissenschaftliche Forschungspraxis. Daraus ergeben sich nicht nur verschiedene Arten der Verknüpfung unterschiedlicher Forschungsansätze, sondern es wird auch eine präzisere begriffliche Bestimmung von empirischen Arbeiten ermöglicht.

CHRISTIAN WENGER (Heidelberg) macht ebenfalls auf die konkreten Chancen und Probleme der Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Kommunikationswissenschaft aufmerksam. Dabei pointiert er wie Friedrich Krotz die Notwendigkeit einer gleichberechtigten und simultanen Zusammenführung verschiedener Herangehensweisen an einen Forschungsgegenstand. Aus seiner Sicht besteht dann vor allem Klärungsbedarf hinsichtlich der praktischen Umsetzung integrativer Untersuchungsdesigns. Dies gelte insbesondere für die Kommunikations- und Medienforschung, in der die Trennung quantitativer und qualitativer Methoden bislang noch weitgehend üblich sei. Eine gleichberechtigte Methodenintegration bedeutet aus seiner Sicht nicht nur,

dass beide Zugänge nebeneinander verwendet werden, sondern dass sie im Forschungsprozess voneinander lernen. So sollten die oftmals impliziten Pragmatiken beider Strategien stärker ins Bewusstsein gerufen werden, indem eine Methode den Kontext für die Reflexion der jeweils anderen Methode liefere. Auf diese Weise könne etwa die Berücksichtigung quantitativer Ergebnisse dazu beitragen, dass in einem hermeneutischen Konstruktionsprozess es die ›Widerständigkeit harter Zahlen‹ schwieriger mache, einfach nur das aus dem qualitativen Datenmaterial herauszuholen, was auf den ersten Blick als naheliegend und passend erscheine. Die integrative Verwendung qualitativer Verfahren bei quantitativen Herangehensweisen könne zu einer besseren Kontextualisierung impliziter Annahmen beitragen, indem sie die zur Erklärung statistischer Ergebnisse herangezogenen ›Gewohnheitsheuristiken des Alltagswissens‹ reflektiere. In diesem Sinne bestehe die Chance, dass integrative Formen der Methodenkombination zu einer verstärkten methodischen Reflexion jenseits von gewohnten Heuristiken anleiten könnten.

Aufbauend auf den vorgenannten, eher konzeptuellen Überlegungen geht BERTRAM SCHEUFELE (Hohenheim) in seinem Beitrag weniger auf die grundsätzlichen methodologischen Fragen der zwei Paradigmen ein, sondern begibt sich auf die Ebene konkreter methodischer und forschungspraktischer Fragen qualitativer und quantitativer Verfahren. Seine Synopse und Kritik qualitativer Textanalyseverfahren stellt messend-zählende und nicht messende Verfahren hinsichtlich ihrer Stärken und Schwächen gegenüber. Dabei präzisiert er auch die Herausforderungen der Stichprobenbildung und der Gütekriterien. Seine kritische Würdigung der Verfahren zeigt, dass es nicht *die* ideale Methode gibt, sondern dass die Auswahl und Durchführung jeweils gegenstandsbezogen erfolgen sollten. Gleichwohl überzeuge ihn vor allem die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring deswegen, weil das Verfahren systematische Verfahrensregeln vorsieht, die auch die Definition von Analyseeinheiten und die Offenlegung des Sampling umfassen. Er fordert in diesem Zusammenhang – wie das Gros der in diesem Band vertretenen Autorinnen und Autoren – eine verstärkte Diskussion um Gütekriterien – ausdrücklich auch in der qualitativen Forschung.

Betrachtet man die Literatur zur Integration quantitativer und qualitativer Methoden, so fällt auf, dass die Diskussion vor allem auf methodologischer und erkenntnistheoretischer Ebene geführt wird, wohingegen Arbeiten, die sich mit der forschungspraktischen Umsetzung mögli-

cher Methodenkombinationen auseinandersetzen, eher dünn gesät sind. Diesem Manko zollt der letzte Teil dieses Buches Tribut. Im Anschluss an die zuvor umrissenen, vornehmlich beschreibenden bzw. konzeptuell-komparatistischen Überlegungen geht HELENA BILANDZIC (Augsburg) einen Schritt weiter. Sie arbeitet beispielhaft an einer Theorie mittlerer Reichweite mittels der gleichberechtigten Verschränkung qualitativer und quantitativer Herangehensweisen. Sie versteht hier quantitative Methoden vergleichsweise breit als eher standardisierte, qualitative als eher nicht standardisierte Verfahren. Im Beitrag wird konkret die Programmauswahl von Alleinsehern nach dem Vorbild der vollständigen Handlungserklärung modelliert, die als Heuristik der Theoriekonstruktion dient. Bilanzzics grundsätzliche Annahme ist, dass eine vollständige Handlungserklärung aus einem intentionalen Teil bestehe, der die Interpretation von Situation und Beweggründen aus Sicht der Rezipienten aufgreife. Hinzu komme ein nicht intentionaler Teil, der den Rezipienten nicht bewusst sei und der aus den Gegebenheiten der Situation zu erschließen sei. Arbeitsteilig wird die intentionale Seite mit einer qualitativen Befragung exploriert, da bestehende Ansätze dem situativen und prozessualen Charakter der Programmauswahl nicht ausreichend Rechnung trügen. Beim nicht intentionalen Teil der Selektion werde auf Forschung zur Informationsverarbeitung beim Fernsehen zurückgegriffen und diese in einer quantitativen Studie überprüft. Die Ausführungen stellen geradezu idealtypisch dar, wie in der kommunikationswissenschaftlichen Forschungspraxis qualitative und quantifizierende Perspektiven fruchtbar ineinandergreifen und sich gegenseitig nicht nur ergänzen, sondern auch wechselseitig fortentwickeln.

ACHIM HACKEBERG, DANIEL HAJOK und ANTJE RICHTER (Berlin) berichten aus einem Projekt, in dem sich die szenisch-semantische Analyse als Methode bewährt habe, um Film-Zuschauer-Interaktionen empirisch zu erfassen. So sei es möglich gewesen, Implikationszusammenhänge von Film und Zuschauer in Gestalt von Verarbeitungsschwierigkeiten und anderen Auffälligkeiten der Filmrezeption sichtbar zu machen. Die Autoren verweisen darauf, dass die hier vorgestellte, vornehmlich qualitative Methodik weiterentwickelt und um ein quantitatives Untersuchungsmodul ergänzt worden sei. In der letzteren, stärker quantitativ ausgerichteten Studie ließen sich die Hypothesen aus der qualitativen Untersuchung in vielen Punkten bestätigen.

Stärker aus der quantitativen Richtung argumentiert RUTH JÄGER (Braunschweig). In ihrem Beitrag wird ein Weg von einer dichotomen

Betrachtung von qualitativer und quantitativer Forschung hin zu einer dimensionalen Betrachtung angeboten. Dabei werden allerdings keine Methoden integriert. Vielmehr werden zwei unterschiedliche methodische Perspektiven auf das gleiche Phänomen eingenommen und erst im Anschluss die Ergebnisse aufeinander bezogen. Jede Methode und jedes Verfahren behalte dabei ihre/seine inhärente Logik. Ausgangspunkt seien also der Forschungsgegenstand und auf ihn bezogen die beiden Methodenebenen Erhebung und Auswertung, auf denen die gewählten Prozeduren als eher qualitativ bzw. quantitativ eingestuft werden. Ein anschließender Vergleich der Ergebnisse erfolgt unter Einbezug der Reflexion darüber, welche Offenheit die Datenerhebung zuließ und wie setzungsfrei die Auswertung war.

BURKARD MICHEL (Stuttgart) schließlich folgt wie die anderen Autorinnen und Autoren in diesem Band der Überzeugung, dass sich die Entscheidung für einen bestimmten Methodenmix aus der Fragestellung und dem theoretischen Bezugsrahmen einer Untersuchung ergeben sollte. Er widmet sich in seiner Analyse der Habitus­theorie Pierre Bourdieus. Mit dem Habitus­konzept verknüpft Bourdieu eine sozialstrukturelle Makroperspektive mit einer handlungstheoretischen Mikroperspektive. Beide Perspektiven sind für kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen relevant. So lassen sich habitusspezifische Rezeptionsweisen sowohl in makroskopischer als auch in mikroskopischer Perspektive empirisch nachweisen. Aus makroskopischer Sicht zeigen sie sich bspw. als milieuspezifische Regelmäßigkeiten der Präferenz für bestimmte Medienangebote, die mit quantitativen Verfahren nachgezeichnet werden können. Aus mikroskopischer Perspektive sind sie als (Sinn-)Konstruktionen der Rezipierenden zu rekonstruieren und auf die hinter den Konstruktionen stehende generative Formel des Habitus zurückzuführen. Hier bieten sich qualitativ-rekonstruktive Verfahren an. Dabei stellt das mit der Habitus­theorie verbundene Handlungsmodell besondere Anforderungen an den methodischen Zugang. Der Beitrag macht insgesamt die Habitus­theorie für die empirische Kommunikationsforschung fruchtbar, indem er zunächst die Verschränkung von Makro- und Mikroperspektive streift, die zugleich als Kombination von quantitativen und qualitativen Verfahren gedacht werden kann. Dabei kommt dem quantitativen Vorgehen eine heuristische Funktion zu. Im Zentrum des Beitrags steht dann mit der *Dokumentarischen Methode* ein qualitativer Ansatz, der – in Verbindung mit dem Gruppendiskussionsverfahren – dem spezi-

fischen Handlungsmodell der Habitus­theorie in methodischer Hinsicht Rechnung trägt.

Die Beiträge in diesem Band zeigen insgesamt, dass vordergründig die Trennung zwischen ›qualitativ‹ und ›quantitativ‹ nach wie vor im kommunikationswissenschaftlichen Sprachgebrauch fest verankert ist: Es wird nahezu selbstverständlich von qualitativen auf der einen und quantitativen Methoden auf der anderen Seite gesprochen. Im Detail wird allerdings deutlich, dass sich beide Begriffe weder ausschließen noch eine Dichotomie darstellen. Im kommunikationswissenschaftlichen Forschungsalltag gehört die Verknüpfung heute – insbesondere bei den jüngeren Forschergenerationen – zunehmend wie selbstverständlich zum Forschungsprozess. In dem Maße, in dem es in der Kommunikationswissenschaft aber weniger forschungsmethodische Generalisten gibt, sind Methodenkombinationen vor allem über eine Kooperation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit unterschiedlicher methodischer Ausrichtung zu realisieren. Ihr methodisches Spezialwissen wird in der Zusammenarbeit dann besonders produktiv sein, wenn es in erster Linie um den Gegenstand geht. Der Band liefert hierzu einige Ansätze und Beispiele, die weit entfernt vom eingangs genannten Dogmatismus sind und zu einer lohnenden Kooperation einladen.

Ich möchte mich abschließend noch einmal bei den Autorinnen und Autoren für ihre unerschöpfliche Geduld und ihre Bereitschaft zur Überarbeitung und Aktualisierung ihrer Beiträge bedanken. Herbert von Halem danke ich für die kompetente, geduldige und verständnisvolle Zusammenarbeit. Armin Scholl und Gregor Daschmann sei für die gemeinsame Arbeit an der damaligen Tagung und der Konzeption dieses Bandes gedankt. Und schließlich gebührt Werner Wirth als Reihenherausgeber ein großes Dankeschön, der stets an der Idee zu diesem Buch festgehalten hat.

München, im Januar 2011
Andreas Fahr